

WLADIMIR KAMINER
Ich mache mir Sorgen, Mama



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Wladimir Kaminer ist nicht nur ein berühmter Autor, er ist auch der Sohn seiner Eltern, der Mann seiner Frau Olga und der Vater ihrer beiden Kinder Nicole und Sebastian. Dank ihnen steckt das tägliche Leben voller Herausforderungen und kurioser Erfahrungen, egal ob es um die sportlichen Exzesse von Wladimirs Vater geht, um die Versuche, Sebastian anhand dreier Krokodile im Zoo in die Geheimnisse der Sexualität einzuweihen, oder darum, die Wahrheit über Sankt Martin herauszufinden, den Nicole für den Chef des Religionsunterrichts hält ...

In diesen hinreißend komischen Geschichten beschreibt Wladimir Kaminer den ganz normalen Wahnsinn des Alltags wieder von seiner unterhaltsamsten Seite.

Weitere Informationen zu Wladimir Kaminer sowie zu lieferbaren Titeln des Autors finden Sie am Ende des Buches.

Wladimir Kaminer

Ich mache mir
Sorgen, Mama

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»Ich mache mir Sorgen, Mama«
im Manhattan Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

8. Auflage
Genehmigte Taschenbuchausgabe April 2006
Copyright © der Originalausgabe 2004
by Wladimir Kaminer
Copyright © dieser Ausgabe 2006
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Umschlaggestaltung: Design Team München
unter Verwendung einer Illustration von Vitali Konstantinov
AB · Herstellung: Str.
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-46182-0
www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



Meiner Mutter

Inhalt

Deutsch für Anfänger	11
Die Geologen und ihre heimliche Nachwuchsschulung	17
Der Fünftklässler	23
Sebastian und die Ausländer- behörde	29
Mein Vater, der Sportsfreund	34
Der Kindergeburtstag	40
Alle meine Terminatoren	45
Krieg und Frieden in der Bildung . . .	50
Das sexuelle Leben der Marfa K. . . .	54
Das Fernsehen in meinem Leben . . .	64
Werbung für Eltern	68

Mein Vater, der Zyniker	71
Menschenrechte	77
Teneriffa	81
Playmobil	90
Das dritte Krokodil	94
Vaters Geburtstag	98
Rotschwänzchen am Tag der Liebesparade	102
Ab in die Schule	107
Dostojewski	111
Berlin, wie es singt und tanzt	115
Deutscher Pass	119
Macho-Märchen	127
Fu	131
Applikator Lapko	135
Mein Vater und der Krebs	141
Immer lebe die Sonne	149
Kein Wort mehr über meine Tante . . .	153

Früher war alles besser	156
Sankt Martin	159
Was taugen junge Weihnachtsmänner von heute gegen das alte Väterchen Frost?	162
Mein Vater als Geschäftsmann	166
Freche Früchtchen unterwegs	173
Wintersport	176
Ibiza	179
Salsa für meinen Vater	189
Das Leben ist ein dunkler Park	193
Berliner Kaninchen	198
Mehr über die Welt erfahren	202
Service-Mentalität	207
Die Raubpflanze	212
Zwei zweieiige Zwillinge entdecken Berlin	215
Ein Spaziergang auf der Schönhauser Allee an einem besonders heißen Tag	219

Unsere Dialekte	223
Fauna auf der Schönhauser Allee . . .	226
Die wahre Natur	229
Das Bessere ist der Feind des Guten .	233
Irgendwas	237
Berlin, Frühling, sechzehn Uhr zwanzig	241
Losing my tradition	245
Die Kinder der Nacht	249

Deutsch für Anfänger

Oft kommt es vor, dass ich von Schulklassen eingeladen werde. Nach der Lesung stellen mir die Schüler Fragen, allerdings wollen sie nie Näheres über den Inhalt meiner Geschichten wissen, sondern immer nur, was ich im Jahr verdiene und wie ich das ganze Geld ausgabe. Einige wenige fragen mich auch, ob ich auf Deutsch träume. Auch andere neugierige Leser versuchen, eine Verbindung zwischen mir und der deutschen Sprache herzustellen.

»Warum schreiben Sie auf Deutsch?«, fragen sie mich während der Lesungen und in ihren Briefen. »Haben Sie schon in Moskau in der Schule Deutsch gelernt? Sprechen Ihre Kinder Deutsch? Was lieben Sie an der deutschen Sprache?«

Ich verteidige mich mit aller Kraft. »Nein, ich habe Deutsch nicht in der Schule gelernt, sondern nur hier, aus Not«, erkläre ich. Als Schriftsteller und Journalist war ich an einem großen Lesepublikum inte-

ressiert, habe aber den Übersetzern immer misstraut. Und in Deutschland bleibt trotz aller Einwanderungsmassen Deutsch noch immer mit Abstand die einzige Sprache, die von den meisten verstanden und gelesen wird. Ein Sprachkünstler bin ich nie gewesen, für mich ist die Sprache nur ein Werkzeug, ein Hammer, der mir hilft, Verständigungsbrücken zu anderen zu schlagen. Der Umgang mit der Sprache kann unterschiedlich sein. So wie Musiker ihre Gitarren auch sehr unterschiedlich quälen – der eine kann mit zwölf Fingern und der Nase darauf spielen, der andere haut mit der Faust auf sein Instrument. Wenn er aber tatsächlich etwas zu sagen hat, kann er mit zwei Akkorden große Begeisterung beim Publikum hervorrufen. Selbst die verdorbensten Musikkritiker schütteln dann den Kopf und sagen: »Diese zwei Akkorde sind zwar total abgenutzt und belanglos, aber wie der Kerl auf die Saiten haut, das ist doch bemerkenswert. Ein großer Musiker.« Und so haue ich auf mein Deutsch, das bei weitem nicht perfekt ist, aber ausreicht, um sich damit Gedanken über das Leben zu machen und sie zu Papier zu bringen.

Meine erste Bekanntschaft mit der deutschen Sprache fand in der sowjetischen Schule Nr. 701 statt. Dort durften wir in der fünften Klasse auswählen, welche ausländische Sprache wir lernen wollten.

Deutsch und Englisch standen zur Auswahl – alle Kinder entschieden sich für Englisch. Deutsch war als Nazisprache verpönt. Irgendjemand musste aber auch Deutsch lernen, immerhin lebten wir in einer Planwirtschaft. Also wurden die schlechten Schüler und Rowdys zum Deutschunterricht verdonnert.

Die beiden Sprachlehrerinnen kamen am Ende der großen Mittagspause in die Schulkantine. Die Englischlehrerin war eine junge gefärbte Blondine mit langen Fingernägeln. Sie hatte außerdem eine tiefe, erotische Stimme: »*Ladies and gentlemen*«, rief sie, »*come on please – to the classroom!*« Das klang für uns damals sehr cool, das war die Sprache unserer Propheten, die Sprache von Ozzy Osbourne, Manfred Mann und KISS. Die Deutschlehrerin war eine ältere Dame mit Hornbrille und einem grauen Zopf auf dem Kopf, sie trug eine selbst gestrickte graue Bluse und sah aus wie eine große alte Krähe. »Kommt zu mir, Kinder! In das Klassenzimmer«, krächte sie in der Kantine. Alle bekamen eine Gänsehaut von diesem »Klassenzimmer«.

Nicht nur die Schüler, auch die russischen Klassiker standen der deutschen Sprache kritisch gegenüber. Leo Tolstoi verglich sie mit den unendlichen Gleisen der Eisenbahn – bis an den Horizont. Nabokov ging noch weiter und behauptete, dass sich die

deutsche Sprache so anhört, als würde einer Nägel in Bretter treiben. Ich war zwar kein guter Schüler, aber nicht schlecht genug für den Deutschunterricht. Also verbrachte ich meine jungen Jahre im *classroom*: »*Desmond has a barrow in the market place / Molly is the singer in a band.*«

Als ich 1990 nach Deutschland aufbrach, hatte ich nur einen alten russisch-deutschen Sprachführer aus der Bibliothek meiner Mutter dabei, extra für diesen Anlass enteignet. Das dünne Heft von 1957 bewies schon in den ersten Sätzen seine Nutzlosigkeit: »Wie komme ich zur Sowjetischen Botschaft?«, stand dort; und: »Ich muss dringend den sowjetischen Botschafter sprechen.« Die Sowjetische Botschaft stand nicht auf meiner Liste der Berliner Sehenswürdigkeiten, und der sowjetische Botschafter war der Letzte, den ich sprechen wollte. Meine Englischkenntnisse hatten sich zu diesem Zeitpunkt bereits auf natürliche Weise aus dem Kopf verflüchtigt. Wer war noch mal Desmond gewesen, und als was hatte Molly gearbeitet? Also fing ich in Berlin auf der Straße und in den Kneipen noch einmal von vorne an, die neue Sprache zu lernen. Später ging ich in einen Sprachkurs der Humboldt Universität. Schnell erkannte ich dort das System. Anders als in meiner Heimatsprache kann man im Deutschen alle Wörter zusammensetzen,

Substantive mit Adjektiven verbinden oder umgekehrt, man kann sogar neue Verben aus Substantiven ableiten. Dabei entstehen völlig neue Redewendungen, die aber von allen sofort verstanden werden. Anfangs experimentierte ich viel in der U-Bahn. Meine ersten Versuchskaninchen waren die Fahrausweiskontrolleure, die sich immer wieder gerne auf einen komplizierten Wort austausch einließen. »Ihr Kurzstreckentarif ist nach einer Zwanzigminutenstrecke abgelaufen«, sagten sie zum Beispiel.

»Ich habe den Langstreckentarif nicht gefunden und wollte nur einmal kurzstrecken, habe aber die Ausstiegsgellegenheit leider verpasst«, antwortete ich.

»Die können wir für Sie organisieren«, meinten die Kontrolleure, »steigen Sie bitte mit aus.«

Mit oder aus? Aus oder mit? Ich war begeistert von der Flexibilität und Sensibilität dieser Sprache. Später, als ich zu schreiben anfang, betitelte ich alle meine Geschichten, ja sogar Bücher mit diesen zusammengeklappten wunderbaren Worten, die immer wieder neue Farben in die Sprache brachten. Die *Russendisko* zum Beispiel würde auf Russisch nur flach als »Russkaja Diskotheka« ausfallen. Und *Militärmusik* ist ebenfalls im Russischen nicht sagbar.

Inzwischen ist meine Bekanntschaft mit der deutschen Sprache dreizehn Jahre alt. Und ich weiß, dass

das einst begehrte Englisch – die Sprache unserer damaligen Propheten wie Ozzy Osbourne – bloß eine Entgleisung des Plattdeutschen ist. Meine Heimatsprache Russisch ist sehr bildhaft und ausdrucksreich, man kann im Russischen für alles Dutzende von treffenden Wörtern finden, die aber hier im Westen keiner versteht. Im Deutschen reimt sich dafür alles auf den Endungen, wenn man nur will. Diese Sprache hat mit den Gleisen bis an den Horizont nichts zu tun, sie ist vielmehr eine Art Lego-Baukasten, in dem alle Teile zueinander passen. Was man daraus baut, ist jedem selbst überlassen. Neulich zum Beispiel zeigte meine Schwiegermutter, die kein Deutsch kann, unserer siebenjährigen Tochter ein Foto von mir mit der Bildunterschrift »Schriftsteller Kaminer« und fragte sie, was da steht. »Ist doch klar«, sagte Nicole, »Schriftsteller – das ist ein Teller mit Schrift.« Meine Schwiegermutter guckte sich daraufhin das Foto noch einmal genauer an, konnte aber nirgendwo einen Teller entdecken. Deutsch bleibt nach wie vor geheimnisvoll.

Die Geologen und ihre heimliche Nachwuchsschulung

»Also eure beiden Kleinen, wenn die morgens zum Kindergarten ziehen, dann sieht man sofort – das sind Oma-Kinder«, erzählte mir meine Nachbarin. »Ist es nicht toll, eine Oma zu haben?« Das konnte ich nur bestätigen. Allein in diesem Jahr verbrachte meine Schwiegermutter drei Monate bei uns. Sie stand früh auf und kümmerte sich um alles: kochte, brachte die Kinder zum Kindergarten, las ihnen alte russische Märchen vor und sang jeden Abend vor dem Schlafengehen Gutenachtlieder, die wir nicht kannten. Meine Frau und ich gingen abends aus, mal in eine Kneipe, mal in ein Konzert, und freuten uns, dass unsere Kinder mit der Oma auch noch eine andere kulturelle Tradition kennen lernten und nicht nur auf solche Wessi-Figuren wie Peter Pan und die Biene Maja fixiert wurden. Mit meiner Schwiegermutter sollten sie ihren Horizont erweitern, was auch geschah.

Eines Tages kam mein vierjähriger Sohn Sebastian zu mir ins Arbeitszimmer. Ich war gerade dabei, eine Geschichte zu schreiben, aber die Arbeit ging nicht richtig voran. Sebastian klopfte mir auf die Schulter und sagte: »Halte durch, Geolog! Gib nicht auf, Geolog!«

»Wie bitte?«, fragte ich ihn. Wo hatte der Junge solche Sprüche her? Abends beschloss ich, mir das Gutenachtlied meiner Schwiegermutter anzuhören. Es war die Hymne der Geologen, die meine Kinder stark beeindruckte. Meine Schwiegermutter hatte dreißig Jahre lang auf Sachalin für eine Organisation namens GSO gearbeitet, was so viel wie »Geologische Schürfexpedition der Stadt Ocha« bedeutet. Früher, in der Sowjetunion, genossen die Geologen allgemeine Achtung, für viele junge Leute war es ein höchst erstrebenswerter Beruf, der alle traumhaften Elemente eines erfüllten Lebens in sich barg: Romantik und Heldentum, Zelten auf einem Berg, Lagerfeuer in der Schneewüste, mit dem Hubschrauber über die Taiga, aber auch ein doppeltes Gehalt plus Gefahrenzulage, zwei Monate Urlaub auf der Krim, wilde, kernige Frauen für die Männer und wilde, bärtige Männer für die Frauen, dazu Champagner bis zum Abwinken. Jeden ersten Sonntag im April wurde landesweit der »Tag des Geologen« gefeiert. Die Regierung

zeichnete die Besten mit schicken Ehrenurkunden aus, namhafte sowjetische Komponisten widmeten ihnen ihre neuesten Lieder, das Fernsehen übertrug die »Große Geologen-Hymne«:

Niemals wirst du umkehren,
Denn das Sein ist dir lieber als der Schein;
Auch im Leben wirst du immer erkennen
Wertvolle Erze im tauben Gestein.

Halte durch, Geolog!
Gib nicht auf, Geolog!
Des Windes und Sturmes Freund!

Nach der Perestroika ging die geologische Forschungsarbeit in Russland rapide zurück. Heute ziehen ganz andere Berufe die Jugendlichen an: Börsenmakler, Immobilienhändler und Ähnliches. Der »Tag der Polizei« und der »Tag des Kleinhandels« werden zwar immer noch gefeiert, aber der »Tag des Geologen« ist zur belächelten Vergangenheit geworden. Auch die große Hymne von damals erklingt nicht mehr im Fernsehprogramm des Monats April, dafür aber neuerdings in Berlin. In unserem Kinderzimmer hat dieses Lied seine Wiedergeburt erlebt. Obwohl die Kinder nicht immer alles richtig verste-

hen, wovon die Schwiegermutter singt: »Niemals wirst du umkehren / Denn das Sein ist dir lieber als der Schein...«

»Arme, arme Geologen«, seufzte meine Tochter Nicole, »warum nur können sie niemals umkehren? Warum?«

»Geht nicht«, erklärte ihr die Schwiegermutter, »das können sie nicht, ich weiß nicht, warum.«

»Du bist aber doof, Nicole!«, sagte Sebastian. »Sie haben keinen Rückwärtsgang, und deswegen können sie nicht umkehren!« Er hält die Geologen aus dem Lied für eine Art Roboter, wie sein akkugeladenes Mondfahrzeug, das auch nicht umkehren kann. Beide Kinder haben die Geologen als tragische Figuren in ihre Kinderwelt aufgenommen. Sebastian nannte eine Zeit lang alle, die ihm Leid taten, Geologen. Unter anderem sein Lieblingskrokodil, dem er selbst einmal aus Versehen eine Pfote rausgedreht hatte. »Halte durch, Geolog!«, sagte er zum Krokodil.

Meine Frau und ich machen gelegentlich Witze über meine Schwiegermutter und ihre Geologen-Gesänge. »Aber sag mal«, fragte ich sie jedes Mal, wenn wir uns in der Küche trafen, »im Ernst: Warum können die Geologen denn nicht umkehren?«

»Geht nicht«, antwortete Schwiegermutter bloß und lachte.

Nach drei Monaten war ihr Touristenvisum abgelaufen, und wir mussten uns von ihr verabschieden. Sie fuhr zurück in den Nordkaukasus. Ihr Lied, von allen Mitgliedern der Familie inzwischen auswendig gelernt, blieb bei uns. Die Kinder singen es auf dem Weg zum Kindergarten.

»Geologen!«, ruft Sebastian, wenn er eine Straßenbahn oder einen U-Bahn-Zug sieht. Der Junge hat Recht. Sie können nicht umkehren. Morgens laufen etliche Arbeitgeber und vor allem Arbeitnehmer auf der Schönhauser Allee an uns vorüber. Unausgeschlafen, aber fest entschlossen, heute noch ihre Arbeitsplätze zu erreichen, ihre Fabriken, Baustellen, Büros. Es sind auch Geologen, sie können nicht umkehren – geht nicht.

Am Ende unseres Weges am Arnimplatz sitzt seit Ewigkeiten ein alter Mann schief auf einer Bank. Zwischen seinen Beinen steht eine Plastiktüte, in der er das Lebensnotwendige hat. »Schau ihm nicht in die Augen«, sage ich jedes Mal zu mir selbst, aber schon wieder treffen sich unsere Blicke. Mein betrübt und sein heller schlauer Blick eines Paranoikers, der das Leben verstanden hat und nicht mehr aufhören kann, immer weiter, immer weiter das ganze Leben zu verstehen. Er ist verloren für die Gesellschaft.

»Halte durch, Geolog!«, singt Sebastian ihm vor.
»Gib nicht auf, Geolog! Du bist des Windes und Sturmes Freund!« Der Geologe wird ein wenig vom Wind gebeutel, hält aber durch.

Der Fünftklässler

Den ganzen Tag klopfen Leute an meine Tür. Bereits um zehn Uhr klingelten drei Zehnjährige, schwenkten eine Blechbüchse vor meiner Nase und behaupteten, sie würden Geld für die Restaurierung des Kollwitzplatzes sammeln. Ihre Augen strahlten wilde Entschlossenheit aus. Wahrscheinlich waren die Jungs schon lange unterwegs und mittlerweile auf alles gefasst. Diese Kinder erinnerten mich an meine eigene stürmische Jugend, auch wir haben damals die Zeit nicht sinnlos in der Schule vergeudet, sondern haben... hm... na ja... also gab ich den Jungs drei Euro. Daraufhin glaubten sie, in mir den richtigen Sponsor gefunden zu haben, und wollten gleich auch noch für die Renovierung des Falkplatzes abkassieren. Ich verabschiedete sie. Danach kamen zwei Erwachsene in gut gebügelten Anzügen und übergaben mir zwei frische Ausgaben der Zeitschrift »Wachturm« mit der Überschrift: »Die Probleme der Menschheit werden bald enden!«

»Kommen Sie danach auch noch?«, fragte ich.

»Das können wir Ihnen gerne erklären«, meinten die beiden. Ich hatte aber keine Zeit, mit ihnen über die Probleme der Menschen zu diskutieren. Vor zwei Monaten hatte ich leichtsinnigerweise versprochen, an einer skurrilen Veranstaltung teilzunehmen. In einer Berliner Grundschule sollte ich mich mit Fünftklässlern treffen. Diese Begegnung würde im Schulfach Deutsch in der Unterrichtseinheit »Ein Treffen mit einem lebendigen Schriftsteller« stattfinden, sagte die Schulleiterin zu mir, die Schüler hätten bereits seit Wochen ihre Fragen vorbereitet. Jetzt musste ich hin.

Ich war aufgeregt. Das letzte Mal hatte ich eine Schulklasse von innen in Moskau vor fünfundzwanzig Jahren gesehen. Als ich nun wieder einen Klassenraum betrat, musste ich feststellen: Viel hatte sich nicht verändert. Diesmal sollte ich jedoch am Lehrertisch Platz nehmen. Ich versuchte, eine möglichst ernsthafte Miene zu machen. Alle Schüler hatten bunte Schildchen mit ihren Namen vor sich auf dem Tisch stehen. Es sah aus wie auf einer UNO-Konferenz. Die Kinder guckten in ihre Unterlagen und hielten die Hände hoch.

»Ihr könnt einfach so mit mir reden, ohne euch zu melden«, eröffnete ich das Gespräch.

»Aber nein«, meinte die Lehrerin, »die Kinder müssen lernen, wie anständige Menschen zu kommunizieren. Ich zeige Ihnen, wie es geht.«

Sie zeigte mir, wie es geht. Also machte ich ein ernstes Gesicht und sagte: »Bitte, Saskia!«

Saskia stand auf und fragte: »Wann haben Sie beschlossen, Schriftsteller zu werden?«

»Vor viereinhalb Jahren«, antwortete ich. Die Kinder notierten sich meine Antwort in ihren Heften. »Bitte, Simon!«

Der dicke Simon stand auf. »Wann haben Sie beschlossen, Schriftsteller zu werden?«

»Mensch, Junge, das hatten wir bereits!«, regte sich die Lehrerin auf. Simon schaute missmutig in sein Heft und schnaubte.

»Vor viereinhalb Jahren«, sagte ich noch einmal. »Bitte, Franziska!« Ich kam mir unglaublich blöd vor.

»Was ist Ihr Lieblingsfilm?«

»*Eight Mile.*«

»Ihr Lieblingschauspieler?«

»Eminem.«

»Schreiben Sie Horrorgeschichten?«

»Sehr selten.«

»Was ist Ihr Lieblingsfilm?«

»Hatten wir schon!«, brüllte die halbe Klasse.

»Wann haben Sie beschlossen...«